

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

82.

Dienstag, am 9. Juli 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

Die Rose des Siegers.

Ballade.

Rühn hatten die Schweizer die Schlacht
Mit den Burgundern geschlagen; —
Die Männer der Alpen erlagen
Dem Sturme der Feindesmacht,
Und hatten viel Schmach zu tragen.

Der Wahlstatt blutiges Feld
Bedeckten die Eidgenossen;
Im Blut, für die Freiheit vergossen,
Lag mancher gefallene Held,
Das Auge vom Tode geschlossen.

Und wie das entquollene Blut
Erstarrte an ihren Wunden,
So hat in den Todesstunden
Erstarrung der Grimm und die Wuth
In ihren Zügen gefunden.

Früh schwindet vom Himmelsrund
Die Sonne, die heute geleuchtet,
Und Thau und Thräne befeuchtet
Den Boden, wo ihr, aus Burgund,
Das Glück und den Frieden verscheuchtet!

Und Einer der Sieger trabt,
Hochmüthig blickend vom Rosse,
Hin über das Feld, wo der Sprosse
Aus altem Geschlechte sich labt
Am Werk der Burgunder-Geschosse.

Er blickt auf die Leichen mit Hohn,
Und setzt mit dem Rosse darüber;
Jetzt reitet er wieder herüber. —
„Da habt ihr“ — so ruft er — „den Lohn!
So war's euch, ihr Bauern, wohl lieber?“

Wir hegten und jagten euch hier
Hinaus, aus dem Heldenthume!
Und blühend zu unserm Ruhme,
Entsproß als des Siegers Bier
Uns eine gar edle Blume!“

— Was meinte der Uebermuth
Des fremden, höhnenen Kriegers?
Er sieht, wie mit Augen des Tigers,
„Vom Feindesherzen das Blut
Als rothe Rose des Siegers.“

Ein Schweizer, der sterbend liegt,
Der hält noch sein Schwert in der Rechten, —
Wohl kann er damit nicht mehr fechten,
Doch sieh! wie es jetzt fliegt —
Hinfahrend in's Herz des Schlechten.

Hinströmt des Burgunders Blut, —
Er fiel seinem Todesloose!
„Da hast du den Preis! Lieblose
Die Blume — ich traf dich gut!
Nun stirb mit der blutigen Rose!“

E. Ad. Kaltenbrunner.

Der natürliche Sohn.

Novelle von Robert Heller.

(Fortsetzung.)

„Woran die Großen der Niederlande, woran Egmont, Dranien, Hoorne gescheitert, wie sollte mir's gelingen?“ fragte Armand. „Die Inquisition ergriffe indeß ihre Opfer — Katharina van der Moot und ihre Mutter wären hingerichtet, ehe wir den gewaltigen Mann gestürzt hätten. Und Katharina soll leben, weil sie mich liebt, weil ich sie liebe. Sie soll leben im Genuße aller der Rechte, welche man ihr vorenthält und sollt' ich, was man ihr schuldet, mit dem Degen in der Hand von Jedem einzeln einfordern, der darüber zu entscheiden hat.“

„So sprichst Du wie ein Mann von Hochburgund und wie Adelen's Sohn,“ rief Renard, nachdem er den Jüngling eine Zeit lang betrachtete. „Erlaube mir, zu Dir zu reden, wie ein Vater, — wenn ich auch dereinst einem Anderen

den schönen Platz in Deinem Herzen räumen müßte,“ fügte er hinzu.

„Wie? wär't Ihr mein Vater?“ fragte Armand mit einem Gemisch eher widerstrebender als hingebender Gefühle.

„Laß Dich vorjehzt als meinen Sohn betrachten; wenn nicht vor der Welt, so doch unter uns. Das Geheimniß Deiner Abkunft ist noch nicht dahin gediehen, um enthüllt werden zu dürfen.“

„Wenn Ihr mein Vater wär't, Herr Renard, — und gewiß solltet Ihr mir so lieb sein, als ein Anderer, denn Ihr habt wenigstens einigen Antheil an meiner Kindheit genommen, seid aus der Ferne her bedacht auf meine Erziehung gewesen, auf mein Fortkommen, — wenn Ihr mein Vater wär't, so würdet Ihr einen Theil der Angst mit mir empfinden, womit mich die heillosen Entdeckungen der letzten zwölf Stunden in Bezug auf Katharina erfüllen. Mich selbst martern lassen, den Kopf dem Beile, den Körper dem Scheiterhaufen bieten, wäre Wollust gegen das Gefühl, welches mich zerfleischen würde, wenn Katharina auch nur ein Haar gekrümmt würde. Ich muß sie in Sicherheit wissen. Erst dann bin ich der Curige. Leih mir Eure Einsicht, Eure Gewalt, zwei wehrlose Frauen zu beschirmen — und ich will daran glauben, ich sei Euer Sohn, ich will mich Euern Plänen widmen, ja ich will sogar vergessen, daß Ihr fünfundzwanzig Jahre warten konntet, Euer Kind in mir anzuerkennen.“

Renard rieb sich die Stirn mit der rechten Hand; die linke bewegte er, wie in tiefem Nachsinnen, vor sich durch die Luft. Den Vorwurf, der in den letzten Worten Armand's lag, schien er überhört zu haben.

„Hat Dir Adele niemals eine Andeutung über Deinen Ursprung gegeben?“ sagte er, mehr zu sich selbst als an den Ritter gewendet. „Niemals? Du schüttelst den Kopf?“

„Nie, außer, daß sie mich mit dieser Frage an Euch wies,“ versetzte Armand.

„Ganz recht — ich bin daher um so tiefer gekränkt, daß Du acht Tage lang neben mir in Brüssel lebst, ohne daß Dich das Verlangen der Neugier, oder ein besseres Gefühl, zu mir führte. Aber still davon. Du bist von jeher daran ge-

wöhnt gewesen, auf eignen Füßen zu stehen — mein eigener Wille stellte Dich frühzeitig in's Feldlager der Hugonotten — in die Kämpfe Frankreichs hinein, — ein zärtlicher Sohn wirst Du niemals werden, aber ein muthiger scheinst Du und Du würdest hoffentlich ein dankbarer sein."

"Das heißt, Herr Renard, wenn Ihr mir Ursache verschafftet, Euch dankbar zu sein. Für eine weggeworfene und versäumte Vaterschaft, für so viel Wohlwollen, als man auch einem entfernten Verwandten widmet, über welchen man einige Mal im Leben stolpert, fühl' ich mich noch keineswegs zu großen kindlichen Opfern gedrungen."

"Du bist über Gebühr aufrichtig, aber Du hast Recht, denn was weißt Du, was ich für Dich gethan und wer gestand Dir ein, ich sei Dein Vater? Noch hast Du keine Pflicht gegen mich. Aber ich will sie Dir auferlegen."

"Wirklich, Herr Renard? Wollt Ihr Katharina's Beschützer sein? Sie gegen die Anklage ihres Vormunds, gegen die Macht des Cardinals und wider die Inquisition selbst vertheidigen?"

"So weit ich's vermag, wenn Du denn einmal von einem Paar armseliger Frauen abhängig bleiben, ihnen Deine Größe, Deine Zukunft preisgeben willst," entgegnete Renard, noch immer, wie es schien, mit sich kämpfend, oder mit seinen eignen Plänen nicht im Reinen. "Aber ich bedarf Deiner Hülfe dabei."

"Für Katharina? Gebietet über mich. Jeder Posten, auch der gefährlichste, auf den Ihr mich stellt, ist mir recht."

"Auch der gefährlichste," wiederholte Renard nachsinnend. "Deine Arbeit wird schwierig sein. Es kann kommen, daß ich eine gewaltsame That von Dir fordern muß."

"Nur keine ungerechte," fiel Armand ein und stand auf. "Ein Wort nur und — ich gehe jetzt, um die zu sehen, für die ich befehle, — unser Vertrag ist in Ordnung, wenn Ihr mir fest und auf Mannesehre versprecht, die Schritte, die gegen die van der Noots unternommen werden könnten, zu betrachten, als wären sie gegen das Haupt Eurer Mutter gerichtet."

"Alles will ich für sie wagen, wie ein Vater für Weib und Kind," betheuerte Renard.

"Eure Stellung zum Hofe, zur Regierung sind einflußreich genug, daß nichts geschehen kann, ohne Euer Vorwissen. Wo Ihr nicht retten könnt, warnt wenigstens in Zeiten."

"Und wenn es zur Förderung unserer Pläne eines Arms bedarf? Was die Klugheit angesponnen, dazu braucht's einer kräftigen Ausführung, eines männlichen Muths, eines unerschrocknen Auges und einer sichern Faust," forschte der Staatsmann und sein Auge blitzte.

"Sagt mir, daß Katharina van der Noot sicher bleibt und Ihr seid meiner sicher."

Damit trennte sich der Ritter von dem Staatsmanne. Denn es war Armand Billet, als müsse er sich vor Allem überzeugen, daß die Geliebte jetzt noch wohlbehalten, frei und die Seine sei, bevor er hoffen könnte, sie auch für die Zukunft geschützt zu sehen.

Renard blickte dem Scheidenden mit einer Miene der Zärtlichkeit nach, die sich nicht lange auf seinem Antlitze erhielt:

"Er muß es vollenden — er muß! Mag er die That für eine gerechte halten, oder nicht. Die Umstände werden seinen Entschluß bilden, nicht seine Vernunft, oder das, was man Gewissen nennt. Der Glanz des Hofes, die Gunst einer Fürstin, die Aussicht auf die höchste Macht außer der, welche nur die Geburt verleiht, — alles das gäbe diesen lodernnden Feuerbrand nicht so gewiß in meine Hand, als seine thörigte Leidenschaft. Was liegt mir an den Beweggründen — die That, die That allein ist's, die ich verlange. Und die Fackel ist angezündet, mit der ich das stolze Gebäude der Cardinals herrschaft in Asche verwandle."

3.

Der Ritter ging so flink durch die Straßen Brüssels, dem Hause Katharina's zu, als wär' er der Ueberbringer der fröhlichsten Botschaft. Den Klopfer an der Thüre rührte er wie Einer, der wohl befugt ist, über die Schwelle zu treten und dabei auf den besten Empfang rechnen kann.

Der Diener that ihm hurtig auf und mit der freundlichsten Miene.

„Sie ist wohl auf, Engelbert, und es hat sich seit der Nacht nichts zugetragen?“ fragte Armand.

„Nichts, als daß meine gnädige Herrschaft heute eine Stunde später als gewöhnlich aufgestanden ist.“

Die Antwort Engelbert's traf den Ritter schon auf halber Treppe. Mit jedem Schritte drei Stufen überhüpfend, war er im ersten Stockwerke und vor dem Wohnzimmer der Damen, ehe ihm Engelbert nachfolgen konnte. Auch hier besann er sich nicht darauf, daß die frühe Vormittagsstunde eine Anmeldung nothwendiger machen könne, als je, sondern trat ohne Aufenthalt in das Gemach.

Die Wittve saß an einem kunstreich gearbeiteten Schranke von Nußbaumholz, in dessen Feldern Figuren in Elfenbein ausgeführt waren, Katharina war mit einer Stickerei beschäftigt. Der würzige Geruch, der das Zimmer erfüllte, zeigte an, daß die Morgensuppe noch nicht lange vorüber und reichlich mit Ingwer angemacht gewesen. Der Teppich der Stube, der das Geräusch der Fußtritte fast ganz verschwinden ließ, die Lehnstühle in den Ecken, der schwere Tisch in der Mitte, der alterthümliche Schrank, in dessen Schubfächern Alles verborgen war, was die beiden Frauen an wichtigen Papieren und kostbarem Schmucke besaßen, endlich die Vorhänge, von denen die Fenster umzogen waren, gaben dem Wohnzimmer einen eben so friedlichen als einladenden Anstrich.

Die Wittve erwiderte kurz, aber nicht ohne Herzlichkeit den Gruß des Ritters, ohne ihr Geschäft bei seiner Ankunft zu unterbrechen. Armand ging in die Ecke am Fenster, wo Katharina saß und nahm den Sessel, dessen er sich zu bedienen gedachte, gleich unterwegs mit.

Die Augen des Fräuleins, die sich auf ihn richteten, waren so klar, die Miene des Mädchens strahlte in dem Widerscheine eines so reichen inneren Glückes, daß der Ritter alle Gefahren vergaß, die seine Liebe bedrohten. Mit einem Blicke der Bewunderung maß er die Gestalt, deren tadellose Verhältnisse auch den eigenstnigsten Künstler entzückt haben würden, ergriff die Hand des Mädchens und drückte sie an Lippen und

Brust, dann ließ er sich neben ihr auf dem Stuhle nieder, welchen er so nah als möglich zu ihrem Plaze gerückt hatte.

„Ihr seht wahrhaftig aus, wie ein Mann, der sich um ein Hofamt bewirbt,“ sprach Katharina lächelnd, auf den festlichen Anzug des Geliebten deutend.

„Um etwas mehr bewerbe ich mich, um Guern Besitz,“ entgegnete Armand und gedachte dabei der ehrgeizigen Vorschläge Renard's. Was war Macht, Ansehen und Reichthum im Vergleich mit der Seligkeit, die ihm die Liebe eines so guten und reizenden Mädchens zu schenken versprach. Aber mit der Erinnerung an Renard kehrte ihm auch der Gedanke an gerechte Besorgnisse zurück. Sein Antlitz verfinsterte sich und wie schnell sich auch die vorige Heiterkeit wieder auf seiner Miene ausprägte, so war der düstere Zug dem Mädchen doch nicht entgangen:

„Was für ein Schatten strich an Eurer Seele vorüber?“ fragte Katharina, deren Hand Armand noch in der seinigen hielt.

„Die Ungeduld. Ich möchte um Alles in der Welt nicht länger auf den Augenblick warten, wo ich Euch meine Frau nennen kann.“ sagte Armand, denn er konnte es nicht über sich gewinnen, den Frieden eines Herzens, welches ihm so theuer war, durch die Mittheilung verstörender Nachrichten zu trüben. Und das, was er sagte, war keine Unwahrheit, wenn auch nicht die Wahrheit, die man wissen wollte.

Katharina erröthete; aber nicht aus Unwillen: „War't Ihr vielleicht bei Herrn von Hachicourt?“

„Wozu brauchen wir ihn? Eure Genehmigung und die Eurer Mutter ist es, worauf es mir ankommt. Laßt uns Brüssel in aller Stille verlassen, folgt mir in meine Heimath, daß wir das Bündniß schließen, welches das Glück unseres Lebens befestigen soll.“

„Ehe unsere Forderungen an den Staatschatz erfüllt sind, können wir Brabant nicht verlassen,“ mischte sich Frau van der Noot in das Gespräch. „Ich bin eben dabei, einige kleine Rechnungen in Ordnung zu bringen und ehe Ihr eintrtet, Herr Willet, klagte ich meiner Tochter unsere Armut. Es bedarf meiner ganzen Sparsamkeit, um das bescheidene Hauswesen zu erhalten. Trennt

ich mich von Brüssel, ohne daß meinen Ansprüchen genügt wäre, so wüßte ich nicht, wovon wir in Zukunft auch nur die dringendsten Bedürfnisse bestreiten sollten.“

„Und ich bin so arm, daß ich nicht sagen kann: kommt nur, kommt, ich werde Euch reichlich ersetzen, was Ihr hier aufgebt!“ rief der Ritter, unmutig mit dem Degen gegen den Fußboden stoßend. „Wenn die Feinde, die ich erschlagen, silbernes Fleisch und goldene Knochen gehabt hätten! Aber ich werde Euch wenigstens zu dem Eurigen verhelfen. Hätt' ich nur erst Vollmacht dazu, keinen Groschen sollte man Euch vorenthalten. Gebt mir Katharina zur Frau und laßt mich alsdann vor den Staatsrath treten. Ich will eine Sprache mit ihm reden, über deren Unbestimmtheit wenigstens man sich nicht beklagen soll.“

„Ein Besuch, wenn ich recht höre —“ unterbrach Katharina den Ritter und blickte durch's Fenster auf die Gasse hinab. „Der Klopfer ist gerührt worden — und Herr von Hachicourt steht unten am Hause.“

„Endlich einmal ein Lebenszeichen von ihm und diesmal sogar ein freiwilliges,“ sprach Frau van der Noot mit einer gewissen Hoffnung. „Engelbert wird doch auf dem Plage sein, den Herrn nicht warten zu lassen?“

„Vielleicht wär' es besser, ich entfernte mich,“ bemerkte Armand, unruhig auf seinem Sessel hin- und herrückend. „Das Zusammentreffen könnte ein sehr feindliches sein. Aber es ist auch wohlgethan, ich bleibe — denn um so schneller erfahr' ich, mit welchem Unglück uns der Herr von Hachicourt bedroht,“ fügte der Ritter in seinen Gedanken hinzu.

Weder die Wittve noch ihre Tochter begriffen den Zusammenhang dieser Worte. Doch war keine Zeit, Erklärungen zu fordern, denn Katharina's Vormund befand sich schon an der Thüre und man war es seinem Range schuldig, ihn ohne Zögern einzulassen.

Der Staatsrath grüßte mit Förmlichkeit. Seine Geberden waren kühl, um seinen Mund spielte ein artiges Lächeln, hinter welchem, nach Armand's Meinung, viel Böses zu lauern schien. Er trug ein schwarzes Staatskleid und eine goldene Gnadenkette über der Brust. Sein Gesicht

hatte etwas Mönchisches. Es war feist und behaglich, wie die ganze gedrungene Gestalt. Wenn er aber sprach, so wurden die runden Formen seines Mundes spitzig.

Frau van der Noot stellte die Herren einander vor. „Fast sollte ich Euch auch sagen, daß dies Katharina, Eure Mündel ist,“ setzte sie hinzu, „so selten seht Ihr meine Tochter und mich, Herr von Hachicourt.“

„Katharina ist so schön, daß man sie nicht vergißt, hätte man sie auch nur einmal im Leben gesehen,“ entgegnete der Staatsrath, nachdem er sich kurz und gleichgiltig gegen den Ritter verneigt hatte, und sein Ton war nicht der Ton bloßer Höflichkeit.

„Eure Gegenwart läßt mich eine Hoffnung fassen, auf die ich fast schon verzichten zu müssen glaubte,“ fuhr Frau van der Noot fort. „Hättet Ihr Euch meiner Angelegenheit wärmer im Staatsrathe angenommen, als ich, Euerem früheren Verfahren gemäß, erwarten durfte? Wär' es Euch gelungen, die Gewährung meiner Ansprüche durchzusetzen? Herr Johann Schyf, der jetzige Nachfolger meines Gemahls in der Kanzlei, versprach mir seine Hülfe, auch Herr Viglius schien nicht abgeneigt, mein gutes Recht zu verteidigen. Es muß eine angenehme Kunde sein, die Ihr Euch herabläßt, mir selbst zu überbringen.“

Die Blicke Hachicourt's hatten bis dahin zwischen Katharina und Billet gewechselt. Der Vormund betrachtete seine Mündel mit einem Wohlgefallen, welches Armand's Eifersucht in Feuer gesetzt hätte, wäre nicht das Mädchen ganz unempfindlich dabei geblieben. Den Ritter hingegen maß er mit einem Ausdrucke von Geringschätzung, der auch einem minder stolzen Manne unerträglich gewesen sein würde. Dennoch war die Spannung auf die Antwort Hachicourt's, durch die sich der Zweck seines Besuchs enthüllen mußte, mächtiger als jedes andere Gefühl. Armand Billet bezähmte sich, und auf seinen Degen gestützt, den Kopf emporgeworfen, sah er der Erwiderung des Staatsraths entgegen.

„Die Auszahlung der Summe, die Ihr, Frau van der Noot, von dem Schatze erwartet, ist jetzt in Eure Hand gelegt. Gestern gelang es mir, Seine Eminenz, den Herrn Cardinal, für meine

Meinung zu gewinnen. Heute gelangt die Sache zum Vortrage. Ich kam her, um Euch zu fragen, ob Ihr den Bedingungen entsprechen könnt und wollt, unter denen die Rückzahlung verfügt werden wird. Aber laßt uns bei unserer Verhandlung auf die Anwesenheit fremder Personen verzichten.“

„Ich bin der Verlobte Katharina's, Herr von Sachicourt,“ brach Armand los, „und was Ihr der Mutter meiner Braut zu eröffnen habt, wird in kein fremdes Ohr fallen, wenn es das meinige vernimmt.“

„Ich bin der Vormund des Fräuleins van der Noot und weiß nichts von einer Verlobung,“ erwiderte der Staatsrath und wendete sich von dem Ritter ab, nachdem er ihm, wie zum Abschiede, eine Handbewegung gemacht hatte.

Frau van der Noot befand sich in der peinlichsten Verlegenheit.

„Allerdings — die jungen Leute lieben sich und gedenken sich zu vermählen,“ sagte sie. „Armand Billet ist daher nicht mehr ein Fremder in unserem Hause zu nennen, obschon ich noch nicht Gelegenheit hatte, Euch, Herr von Sachicourt, von diesem erfreulichen Ereignisse zu unterrichten.“

„Und wer ist dieser — Armand Billet,“ sprach der Staatsrath, noch immer abgekehrt von dem Ritter und sich ausschließlich an die Wittve wendend, „der um eines der schönsten Mädchen von Brabant, um die Tochter eines Kanzlers und die Erbin eines bedeutenden Vermögens wirbt?“

„Laßt mich auf diese Frage antworten, Mutter!“ rief Billet vordringend und sich dem Staatsrath gegenüberstellend. „Wer ich sei, fragt Ihr? Ein Ritter, der sich seine Würde auf dem Schlachtfelde verdient hat, ein Mann, der den Muth hat, aller Welt offenes Visir zu zeigen. Ein Herz, welches es verschmähen würde, sich hinter die Jacke eines Bedienten zu stecken, um das verächtliche Handwerk der Kundschafterei zu treiben —“

„Wer zweifelt an alle Dem, mein lieber, junger Herr?“ fragte Herr von Sachicourt mit souveräner Ruhe. „Ihr ereifert Euch ohne Noth und Klugheit. Nicht um die Meinung, die Ihr von Euch hegt, obschon sie nicht die schlechteste zu sein scheint, handelt es sich, sondern um Eure

Herkunft, Euern Besitz, um die Stellung, die Ihr dem Fräulein in der Welt geben könntet. Der Krieg hat so viel Ritter hervorgebracht, daß man glauben sollte, der junge Adel sei etwas verlegen um die Schlösser, in die er sich im Frieden zurückziehen soll. Aber nicht mit Euch, sondern mit Frau van der Noot zu sprechen, kam ich her und ich denke, Ihr werdet so viel Höflichkeit haben, die Verhandlung nicht zu stören.“

Die Wittve begleitete die Worte Sachicourt's mit einem bittenden Blicke.

„Wenn es die Hauswirthin wünscht, werde ich mich entfernen,“ sagte Armand. „Aber ich behalte mir vor, Euch, Herr von Sachicourt, die genügendste Auskunft zu geben, die Ihr über mich verlangt.“

„Wird mir sehr angenehm sein, sobald nach der Unterredung mit Frau van der Noot noch einiges Gewicht darauf zu legen wäre,“ erwiderte der Staatsrath.

Wenn auch das Zimmer, so verließ der Ritter Armand Billet doch keineswegs das Haus. Vielmehr entfernte er sich nicht weiter, als in die Stube Engelbert's, wo er in einer unbeschreiblichen Mißstimmung, verbunden mit der peinlichsten Spannung, den Weggang des Herrn von Sachicourt erwartete.

(Fortsetzung folgt.)

Correspondenz - Nachrichten.

Aus Berlin im Mai.

Die Langeweile, der Staub und die übrigen guten und bekannten sommerlichen Eigenschaften Berlins, zeigen sich schon in gehöriger Ausdehnung. Die Stille unsres öffentlichen Lebens, das Geheimniß, mit welchem die für das Publikum wichtigsten Angelegenheiten umgeben werden, die ganze Art unserer preussischen Censur sollte uns eigentlich so recht auf die Wissenschaft und die Kunst hinweisen. Allein es ist unläugbar, dieselbe ist gegen früher in Abnahme gerathen. Berlin ist jetzt kein günstiger Boden für dieselbe mehr; Schelling's Philosophie ist hier zu Schanden geworden und Cornelius' Phantasie eingetrocknet. Gehe der Himmel

daß Italiens balsamische Luft dem Letzteren etwas helfen möge! Das Alterthum und die Zeit der Mitte (wie China das Reich der Mitte), Antigone, Waffenträger, Schwannorden, Helme, gestiefelte Kater, Bernsteinhexen, nichts bringt es hier zu hohen Jahren. Heute angefaßt, erlischt morgen das Interesse an all den Herrlichkeiten schon wieder! Wie gerne würde ich Ihnen etwas über das Kindermährchen, den einst so berühmten gestiefelten Kater, mittheilen, allein ich kann es beim besten Willen nicht, da man Ihren Correspondenten keines Villets gewürdigt hat. Sie müssen nämlich wissen, daß die Aufführung nicht öffentlich war, sondern daß Courfähigkeit oder etwas Anderes dazu gehörte, um eingeladen zu werden. Doch trösten wir uns! Ich glaube, wir dürfen es, denn es soll entsetzlich langweilig gewesen sein! Da wir jetzt schon beim Theater sind, so lassen Sie uns noch eine Weile dabei bleiben. Ein unglücklicher Zufall hat dem Institute ein jugendliches Talent, Ad. Neumann, entzogen. In der Bernsteinhexe ist sie zuletzt aufgetreten. Der Berliner Witz behauptet nun, daran sei sie eben gestorben. Arme Hexe! Armer Laube, noch ärmeres Publicum! Denn das ist wohl zu bedauern; was wird ihm für diese liebliche, talentreiche Dame Ersatz geben? Man fürchtet fast, daß jetzt Fräulein Stich bleiben wird, von deren Abgang so viel zu hoffen war. Nun, mag sie bleiben! Eine Mittelmäßigkeit mehr oder weniger, hier in diesem Eldorado der Mittelmäßigkeiten, was schadet das?

Dr. H. Laube's „Bernsteinhexe“ wurde am 7. März zum ersten Male gegeben und hat ein gelindes Fiasko gemacht. Es war Alles geschehen, um das Interesse des Publicums zu erregen; Pfarrer Meinhold hatte dafür gesorgt und die guten Freunde des Herrn Laube hatten auch das Ihrige gethan. Trotzdem war das Haus nur mäßig besetzt; der Beifall lau im Anfange, im dritten Acte einige Anzeichen von Bischen, am Schluß tiefe Stille. In der That ist es zu bewundern, wie Hr. Laube einen so gewöhnlichen Rettungsromantikstoff, eine so ganz ordinäre Hexengeschichte bearbeiten konnte. Das nennt er ein historisches Drama! Ja, trotz der Unächtheit der Chronik hätte Hr. Laube ein historisches Stück daraus machen können. Wenn er die Hexenprozesse als das, was sie sind, als Ergebnisse des religiösen Aberglaubens aufgefaßt, wenn er im Geiste der Zeit diese schwarze Seite der Historie behandelt hätte, so müßte man seinen Bemühungen wenigstens Dank wissen. Allein so versteht Hr. Laube die Sache nicht; er schont uns, wir hören viel von Hexen und schrecklichen Martern, allein wir erleben nichts, als eine sehr langweilige, schlecht geschriebene Verhörszene, die durch ein Gericht Fische noch lächerlicher und noch länger wird. Statt den Unsinn der Hexengeschichten zu zeigen, läßt Hr. Laube eine fragenhafte Romantik an uns vorüberziehen; statt fernhafter Naturen giebt er uns somnambule und raffinierte Narren. Dieser Appelman mit seiner Kenntniß der Weltkräfte, seinem „Lech-

zen nach ihrer Seele“ ist nichts als das Zerrbild einer thörichten Phantasie und das Produkt eines schwachen Geistes. Hr. Laube wollte Pikantes geben und er gab dummes Zeug. Er hätte auf den Zettel nicht „historisches“, sondern „möglichst pikantes“ Drama setzen sollen. Auch die übrigen Aenderungen, welche außer diesem Charakter des Appelman, den Meinhold als einen gewöhnlichen sinnlichen Bösewicht schildert, vorgenommen werden, erweisen sich als eben so schlecht. Im Stücke ist der Junker Rüdiger zum Pflegesohn des Appelman geworden, was ihm zu sein in der Chronik gar nicht einfällt; Hr. Laube ist so geschickt, durch dies Manöver den Widerstand, den der Junker den Bemühungen des alten Bösewichts entgegensetzt, grade auf seiner Höhe zu brechen; sein Muth zerfällt an der Dankbarkeit und so geht das durch ihn repräsentirte Princip, geht der gesunde Verstand in der Pietät unter. Auch den Charakter der Marie hat Laube gegen den des Meinhold'schen verdorben. Aus dem muthigen Mädchen der Chronik ist ein sentimentales, somnambules Dämchen geworden. Grade die Scene, aus der ein tüchtiges Talent etwas Ordentliches gemacht haben würde, hätte das Stück hier beinahe zum Falle gebracht. Die Verhörszene ist sehr schlecht gearbeitet. Mad. Birch-Pfeifer hätte das gewiß besser und effectvoller gemacht. Am köstlichsten ist jedoch der Schluß. Ein Blitz ist so gütig, den Bösewicht niederzuwerfen, Marie wird gerettet und der Junker heirathet sie. Auf den Blitz folgte ein lautes Lachen des Publicums. Auch im Stile läßt das Stück viel zu wünschen übrig; namentlich die Stellen, welche nicht der Chronik entlehnt sind. Hr. Laube wird nichts Ordentliches für die Bühne leisten, sein „Nataldeschi“, seine „Hexe“ beweisen es; ja auch der so ausposaunte „Struensee“ ist um nichts besser. Ich habe Gelegenheit gehabt, ihn im Manuscript zu lesen und versichere Sie, daß er schlecht ist, wenn auch der letzte Act Effect machen sollte. Aus einem so schönen Stoffe hat Laube nichts machen können; sein letztes Mittel bleibt ein rachsüchtiges Weib, à la Eboli, deren Liebe verschmäht wurde! Wo Hr. Laube einmal etwas freier auftritt, da setzt er gleich Zeichen: „die eingeklammerten Worte bleiben bei der Aufführung fort!“ Der Dialog ist trocken und gewöhnlich. Da die Verehrer des Hrn. Laube sein Lob so ungestört ausposaunen, so ist es nöthig, daß auch einmal die Wahrheit gesagt werde. Hr. Laube hat am wenigsten Ursache, über das Talent und die Erfolge der übrigen Schriftsteller, die für das Theater wirken, so stark abzusprechen, da er ihnen meist nicht das Wasser reicht. Gespielt wurde im Ganzen nicht übel, namentlich that Frä. Neumann ihr Möglichstes. Hr. Kott quälte sich, aus der Rolle des Appelman etwas zu machen, setzte aber dadurch die Hohlheit dieses Laube'schen Charakters erst in's rechte Licht. Sehr gut war Mad. Werner als Kalken-Liese, schwach wie immer Hr. Cavallade als Junker.

(Schluß folgt.)

Feuilleton.

Die griechischen Jungfrauen waren sehr schön, wenn sie aber heiratheten, mußten sie ihren Männern den strengsten Gehorsam leisten und hatten fast gar keine Freiheit. So geschah es, daß einstmals die jungen Damen von Milet sich verschworen, Hagestolzinnen zu werden, nicht zu heirathen, um ihre Freiheit zu behalten, und lieber zu sterben als Hochzeit zu halten. O Eigenstinn, dein Name ist Weib! Die jungen miletischen Damen hielten Wort. Wollte man sie zur Hochzeit zwingen, so erhenkten sie sich, oder stürzten sich — zwar nicht von der Elbbrücke oder in einen Mühlgraben, aber doch in's Wasser, welches ja nach dem hydropathischen Systeme von allen Leiden befreit. O wie sehr haben sich doch die Zeiten geändert! 14.

Der Punch bringt in seiner neuesten Nummer einige treffliche Bilder. Die Russenfreunde weisen gewöhnlich von Polen auf Irland hin; das hat der Karrikaturist benutzt und giebt uns ein tête-à-tête des Kaisers Nicolaus mit Victoria. Letztere ist sehr gerührt und salbungsvoll und zeigt mit der predigend aufgehobenen Hand nach der Wand des Zimmers, an der die Karten von Polen und Irland hängen; der Kaiser hat die Hände gefaltet und ist sichtbar überzeugt von dem begangenen Unrecht. Die Unterschrift lautet: „Bruder, Bruder, wir sind beide im Unrecht!“ — Ein zweites Bild zeigt uns das Modell des Bechers, der zum Ascotrennen von den 500 Pf. St. des Kaisers als Siegespreis gegeben werden soll. Zwei weinende Frauen gestalten in Fesseln (Polen und Lithauen) bilden die Handhaben, das Relief des Bechers selbst stellt eine Erschießung von Frauen dar, die wahrscheinlich ihren Männern zur Flucht aus dem Heere verholfen haben, der Fuß endlich ist ein Skelett, das mit zwei Knuten umschlungen ist. — Ein drittes Bild zeigt den Prinzen Joinville als Admiral der neu zu organisirenden französischen Korpsflotte. 24.

Prophetische Satyre. Daß Lesage, der Verfasser des Gil Blas und des hinkenden Teufels, ein tüchtiger Menschenkenner und Satyriker war, ist wohl allgemein anerkannt, weniger aber dürfte dieß mit seiner prophetischen Gabe der Fall sein, und doch können wir diese buchstäblich beweisen. Asmodi erzählt dem Studenten Perez Zambullo die Geschichte dreier Buchhändler, die, jeder dem Andern unbewußt, ein und dasselbe Werk gekauft haben. „Ich habe einen glücklichen Fund gemacht, spricht der Eine, ich habe ein Manuscript gekauft, frei-

lich etwas theuer — aber auch von einem Autor. Es ist so gut wie baares Geld.“ „Auch ich, — fügt ein Anderer hinzu, — ein Manuscript, von dem ich mir goldene Berge verspreche.“ Und dieses Werk, ein Lustspiel, heißt: der ewige Jude. Hundert Jahre nach Lesage's Tode wird in Paris der Constitutionnel um eine Million Francs verkauft und Eugen Sue — „der Autor“ erhält 100,000 Francs für „den ewigen Juden“, der das Capital der Zeitung nebst Zinsen bezahlen soll. Wenn das keine Prophezeiung war, so bleibt nichts übrig, als anzunehmen, daß die Menschen die von vor hundert Jahren geblieben sind.

Das rothe Band des Ordens der Ehrenlegion ist in Frankreich ein äußerst gesuchter Artikel, aber „soll man Arm' oder Bein gegen ein solches Kreuz einsetzen?“ wie Böranger singt. Bewahre — man hat Civilverdienste, wie die des Wallensteinischen Wachtmeisters, im Stillen gebliebene, die man aber gar laut macht an geeigneten Tagen. Am letzten Namenstage Ludwig Philipp's, am 1. Mai, waren deshalb nicht weniger als 97,520 Gesuche um Ertheilung des Ordens eingegangen, und da nur etwa 4000 derselben Gnade finden konnten, so giebt es jetzt 90,000 Schwergelränkte und Mißvergnügte mehr in Frankreich. 7.

Die Augsburger Allgemeine hat eine besondere Vorliebe für Frankreich gefaßt; nicht nur, daß sie die französische Intervention angenommen hat, zieht sie auch französische Worte den viel näher liegenden und richtigeren deutschen Bezeichnungen vor. So sagt sie stets: Bewegung der Eisenbahnen (mouvement) statt des viel sachgemäheren: der Verkehr auf den Eisenbahnen.

Der Walliser Großrath hat den Advokaten, die alle zur liberalen Partei gehören, die Sporneln um die Hälfte verkürzt. Ein wirklich landesväterlicher Entschluß, der uns lehrt, wie weit die Regierungskünste dort bekannt sind, zu gleicher Zeit die eigne Nache zu befriedigen und dem Volke eine Wohlthat zu erzeugen.

Sächsische Industrie. Im Dorfe Krippen bei Schandau wird thätig gearbeitet für den — Winterpalast in Petersburg. Für die dortigen Fußboden-Parquets ist nämlich die Bestellung auf 4000 Quadratfuß weißen Ahornes eingegangen, der einen Viertelzoll stark furnirt werden soll. 42.